

Christina Lutter

Baustellen in Wien: Ein kulturwissenschaftlicher Werkstattbericht

2002

<https://doi.org/10.25969/mediarep/13176>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lutter, Christina: Baustellen in Wien: Ein kulturwissenschaftlicher Werkstattbericht. In: Rainer Winter, Lothar Mikos, Udo Göttlich (Hg.): *Die Werkzeugkiste der Cultural Studies. Perspektiven, Anschlüsse und Interventionen*. Bielefeld: transcript 2002, S. 63–84. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/13176>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://doi.org/10.14361/9783839400661-004>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 3.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 3.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/>

Baustellen in Wien:

Ein kulturwissenschaftlicher Werkstattbericht

CHRISTINA LUTTER

Im Juni 2000 fand in Birmingham, dem »Gründungsort« der Cultural Studies, die dritte *Crossroads in Cultural Studies Conference* statt. Es handelt sich um die weltweit größte Tagung zu Theorien, Methoden und Praxis der unterschiedlichsten Personen und Formationen, die der Umbrella-Begriff Cultural Studies umfasst: In über hundert Arbeitsgruppen wurden nahezu 900 Referate gehalten. Die Bandbreite der Themen reichte von Phänomenen wirtschaftlicher und medialer Globalisierung über Identitäts- und Differenzkonzepte und ihrer politischen Effektivität bis hin zu den unterschiedlichen Entwicklungen der Cultural Studies in verschiedenen geographischen Kontexten, so etwa in Lateinamerika und Südostasien – um nur einige wenige zu nennen¹.

Zwei Sessions der Veranstaltung setzten sich mit Unterschieden und Gemeinsamkeiten zwischen »den Cultural Studies« und »den Kulturwissenschaften« im deutschsprachigen Raum auseinander sowie mit bereits erfolgten und möglichen Rezeptionen der Cultural Studies in den deutschsprachigen Ländern. Auch die vorliegende Publikation, deren Konzept wohl nicht ganz zufällig bald nach Birmingham 2000 entstanden ist, beschäftigt sich mit diesen Fragen. Der kurze Text, den die Herausgeber den Autorinnen und Autoren als Leitfaden für ihre Beiträge zur Verfügung gestellt haben, verweist für mich aus zwei Gründen auf ein attraktives Vorhaben: Zum einen

besteht er zu mehr als der Hälfte aus Fragen, was im hiesigen akademischen Feld leider immer noch unüblich ist, wo lieber Antworten präsentiert werden, bevor die Fragen noch gestellt worden sind. Der Leitfaden hingegen lässt zusammen mit dem Titel »Werkzeugkiste« hoffen, dass es hier darum gehen könnte, etwas Neues zu entwickeln und auszuprobieren und sich darüber zunächst einmal auszutauschen. Außerdem artikuliert der Text (zumindest auch) ein Interesse nicht nur an akademischen Fragestellungen und Debatten, sondern an den »(forschungs-)politischen Implikationen der Cultural Studies« und den »Chancen für ihre Umsetzung«.

Eine der ersten Fragen des Leitfadens gilt den »Vermittlungschancen derjenigen Aspekte [...], die das Spezifische der Cultural Studies ausmachen«, gefolgt von jener, »worin diese Spezifik liegt«. Ich halte diese Fragen insofern für zentral, als ich denke, dass sie weder grundsätzlich noch ein für allemal zu beantworten sind, sondern immer nur mit Bezug auf konkrete (historische) Kontexte und Problemstellungen. Nicht zuletzt darin besteht der »radikale Kontextualismus«, der für zahlreiche Vertreterinnen und Vertreter der Cultural Studies einer der zentralen Aspekte ihrer theoretischen und praktischen Arbeit ist (vgl. Grossberg 2000a). Andererseits lässt sich die Notwendigkeit kaum bestreiten, sich durch Begriffe, die ihrerseits Paradigmen beschreiben, darüber zu verständigen, worüber man spricht und wie man sein Tun definiert und legitimiert. Derartige Ordnungskategorien laufen allerdings Gefahr, absolut gesetzt zu werden und damit zu erstarren. Die Herausforderung für Vermittlung und Umsetzung von Zugängen der Cultural Studies liegt daher nicht zuletzt darin, Wege zu finden, die eigenen Werkzeuge – und nichts anderes sind Begriffe, Kategorien und Theorien – nicht abstrakt, sondern kontextuell und relational zu definieren und sie in ihrem Gebrauch laufend auf ihre Wirksamkeit zu überprüfen.

Dieser Beitrag ist ein Versuch, das zu tun. Ich möchte daher meine Überlegungen an einem konkreten historischen Ort, in Birmingham, beginnen – wobei es sich im Grunde genommen aus meiner Perspektive und für die Fragestellungen dieses Textes um zwei Orte, um zwei Kontexte handelt: Das wissenschaftliche und politische Paradigma, auf das ich mich in der Folge beziehen werde, ist jenes der »British Cultural Studies«, das im Großbritannien der 1960er und 70er Jahre geprägt wurde und sich in der Zwischenzeit in sehr unterschiedliche Richtungen weiterentwickelt hat. Darüber hinaus dient

mir »Birmingham 2000«, die dort geführten Debatten und ihre Konsequenzen für mögliche kulturwissenschaftliche Praxisfelder im deutschsprachigen Raum als Ausgangspunkt meiner Überlegungen. Diese beiden »Orte« möchte ich zueinander in Beziehung setzen. Meine Verwendung des Begriffs »Cultural Studies« benennt diese Beziehung.

Die Geschichte der britischen Cultural Studies ist mittlerweile oft erzählt und zusammengefasst worden (vgl. Literaturverzeichnis). Ich werde mich daher darauf beschränken, zunächst einige Bausteine dieses Paradigmas zu erläutern, die für mein eigenes Verständnis von Cultural Studies wichtig sind. Zu diesen Bausteinen gehören unter anderem Konzepte von Raum und Zeit, Geschichtlichkeit und Kontextualität. Bausteine erhalten ihre Bedeutung an den Orten, an denen man sie verwendet, und durch die Gebäude, die man mit ihnen errichten will. Diese Baustellen können Universitäten oder andere Institutionen, (wissenschaftliche) Veranstaltungen oder Forschungsprojekte sein, sie finden sich im Lehrbetrieb genauso wie in künstlerischen und politischen Aktionen, und sie können im Aufbau von Netzwerken bestehen. Eine solche Baustelle werde ich anhand eines konkreten Beispiels vorstellen. Dies wird mich abschließend zur Frage nach den Gebäuden, die wir bauen wollen, – also den Zielen kulturwissenschaftlicher Arbeit – führen. Von ihnen hängt es ab, welche Bausteine wir auf welchen Baustellen verwenden, davon wiederum, wie stabil und gleichzeitig veränderbar und ausbaufähig die errichteten Gebäude sein werden.

KONTEXT UND PRAXIS

Eine Annäherung an das Paradigma der britischen Cultural Studies ist am einfachsten über den historischen Kontext, der sie bedingt und ermöglicht hat. Da sich ihre frühen Vertreter (und später auch Vertreterinnen) von Beginn ihrer Tätigkeiten an über ihre projektorientierten, explizit interdisziplinären Interessen und Arbeitsweisen definieren, lassen sich diese kaum in Begriffen wissenschaftlicher Disziplinen beschreiben. Was Cultural Studies in der Birminghamer Tradition *ist*, lässt sich schwerer sagen, als was die Vertreterinnen und Vertreter des Projekts taten und tun. Zu Beginn stammten viele von ihnen aus dem Arbeitermilieu Nordenglands bzw. Wales' und reagier-

ten auf einen Bildungsbegriff und eine wissenschaftliche Praxis, die »hohe Literatur« in Form eines literarischen Kanons zur Leitmetapher von »Kultur« überhaupt erhoben. Diese »Hoch-Kultur« war ein zentrales Mittel zur Erziehung der Eliten in England und in den britischen Kolonien. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die Labour-Regierung eine Reihe von Bildungsprogrammen eingerichtet, in denen auch Angehörige der Arbeiterklasse mit dieser Tradition konfrontiert wurden. Sie stießen zunächst als Lernende, später selbst als Lehrende auf Vorstellungen von Kultur, Bildung und Moral, die ihre eigene kulturelle Herkunft ebenso vernachlässigten oder ausgrenzten wie die gleichzeitig zunehmend präsente amerikanische Massenkulturmедienkultur.

In dieser Konstellation wurzelte ihr intellektuell, politisch und pädagogisch motiviertes Interesse, die Zusammenhänge und Wechselwirkungen von sozialer Herkunft, kulturellen Formen und ihrer Bewertung in Forschung und Lehre zugänglich zu machen. Sie räumten der persönlichen Erfahrung (*lived experience*) der lehrenden und forschenden Personen wie derjenigen, die sie unterrichteten, nicht nur in der pädagogischen Praxis einen zentralen Stellenwert ein, sondern bezogen ihre lebensweltlichen Positionen auch in die wissenschaftliche Darstellung und Reflexion mit ein. Damit verbunden war die Ausweitung des Kulturbegriffes im Sinne von *culture as a whole way of life* (R. Williams). Dieser Begriff artikuliert ein wissenschaftliches und politisches Interesse an konkreten Menschen, an den ökonomischen und sozialen Strukturen, die ihr Leben bestimmen, aber genauso daran, wie sie im Rahmen dieser vorgegebenen Bedingungen Möglichkeiten für individuelles Handeln (*agency*) finden: Welche kulturellen Repertoires stehen ihnen dafür zur Verfügung? Unter welchen Umständen und auf welche Weisen werden sie genutzt? Wie gestalten kulturelle Praktiken konkrete Lebenswelten und geben ihnen Sinn? Wie wirkt Praxis ihrerseits auf Bedingungen und Repertoires zurück, und kann sie diese verändern? Im Zentrum der Fragestellungen des sozialen und politischen Projekts Cultural Studies standen also immer konkrete Machtverhältnisse, ihre Effekte auf lebensweltliche Realitäten und ihre meist widersprüchlichen Wechselwirkungen mit kulturellen Praktiken.

Die Sensibilität dafür, wie komplex und widersprüchlich Machtrelationen sind, bedingte gleichzeitig die Kritik an einer angeblich wertfreien, scheinbar »objektiven« Wissenschaft, wie sie im klassischen

akademischen Betrieb postuliert wird: Zurückgewiesen wurde die Behauptung, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler stünden außerhalb dessen, was untersucht wird, und könnten dadurch objektive Aussagen darüber treffen, wie die Welt wirklich ist. Tatsächlich werden so subjektive Interessen verschleiert, die letztlich darauf ausgerichtet sind, die soziale Ordnung und in ihr bestehende Machtverhältnisse aufrechtzuerhalten – eine Kritik, der auch das eigene wissenschaftliche und politische Tun beständig unterzogen wird (bzw. werden sollte).

Für die Konsolidierung der britischen Cultural Studies in den 1960er und 70er Jahren, die einen sehr offenen, disziplinenübergreifenden und netzwerkartigen Charakter hatte, stehen Institutionen wie das Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in Birmingham und die Erwachsenenbildungsprogramme der Open University. Besonders unter der Leitung des CCCS durch Stuart Hall (1968–1979), der seit 1977 auch an der Open University unterrichtete, entstanden jene richtungsweisenden Arbeiten, die wissenschaftliche Forschung mit politischem Engagement verbanden. Texte wie *Resistance Through Rituals* (vgl. Hall/Jefferson 1976) oder *Policing the Crisis* (vgl. Hall et al. 1978) zeigen, wie Hall eine »populärere« Pädagogik mit einem experimentellen Zugang in Forschung und Lehre verband (vgl. McRobbie 2000). Im Zentrum seiner vielfältigen Aktivitäten steht jedoch bis heute die Frage, wie man Forschungs- und akademische Tätigkeiten mit politischer Arbeit vereinbaren, wie man Theorie politisieren und Politik theoretisieren und so auf aktuelle politische Herausforderungen bessere Antworten finden kann (Grossberg 2000a: 262 f.).

Das Interesse gilt daher nicht primär kulturellen Artefakten und den Bedeutungen, die ihnen angeblich inhärent sind. Bedeutung und Sinn spielen zwar eine wichtige Rolle für das Verständnis der Cultural Studies, doch sie liegen nicht in den Dingen an sich, sondern werden in ihrem Gebrauch und daher immer wieder neu hergestellt. Diese Bedeutungen, besonders aber ihre unmittelbaren Wirkungen auf die betroffenen Menschen, entstehen also vor allem in der Praxis. Ein derartiger »praktischer« Kulturbegriff ist ein taugliches Instrument, jene Identitäts- und Gemeinschaftsbegriffe zu dekonstruieren, die von einer normativ festgelegten Identität ausgehen, die wiederum als Basis für Ansprüche auf kulturelle Autorität dient. Wenn hingegen kulturelle Identitäten in und durch kulturelle Praktiken entstehen, können sie niemals »fertig« und abgeschlossen sein, sondern sind ständigen

Veränderungen unterworfen. »Kultur« äußert sich dann immer im komplexen Wechselspiel von Artikulationen, Prozessen und Praktiken in spezifischen ökonomischen, sozialen und politischen Kontexten.

RAUM UND ZEIT

Identitäts- und Differenztheorien gehören seit den 1980er Jahren zu den besonders intensiv diskutierten Feldern der Cultural Studies. Vor allem in den letzten Jahren mehren sich allerdings die kritischen Stimmen zu den theoretischen Prämissen des Nachdenkens über Fragen individueller und kollektiver Identitäten. Für zentral halte ich vor allem die konsequente Kritik an binären Oppositionen, besonders an jener zwischen Identität und Differenz (vgl. Hall/Du Gay 1996; Gilroy 2000; Grossberg 1995, 2000b). Sie geht davon aus, dass Differenz selbst eine historische Konstruktion ist, ein Produkt moderner Machtstrukturen: Differenz und Identität sind Effekte von Macht. Das moderne Denken funktioniert daher nicht nur über binäre Gegensätze, sondern erzeugt sie als konstitutive Differenzen, in denen der/das Andere immer durch seine »Negativität« gegenüber dem Eigenen definiert wird.

Eine Kritik an der binären Opposition zwischen Identität und Differenz erfordert, so etwa Lawrence Grossberg, eine umfassende Auseinandersetzung mit jener von Zeit und Raum, besonders mit Vorstellungen von Kontinuität, Linearität und Kausalität, durch die Zeit als Geschichte konstruiert wird (Grossberg 2000b: 152 ff.). Grossberg formuliert seine Kritik an der »modernen Konstruktion von Zeit als Geschichte« (ebd.: 154) mit Bezug auf Walter Benjamin und Antonio Gramsci sowie auf Michel Foucault, Gilles Deleuze und Felix Guattari (etwa Grossberg 2000a: 36–38). Foucault, um nur ein Beispiel zu nennen, knüpft in seiner Kritik an Geschichte und Geschichtswissenschaft und zur Entwicklung seines Konzepts der Genealogie an Friedrich Nietzsches Auseinandersetzung mit dem *Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* (1873) an.² Foucault definiert Genealogie als »Gegensatz zur metahistorischen Entfaltung der idealen Bedeutungen und unbegrenzten Teleologien« (Foucault 1987 [1971]: 69). Er bezieht sich auf die Begriffe Ursprung, Entstehung und Herkunft bei Nietzsche: Die genealogische Geschichtsbetrachtung suche nicht nach dem *Ursprung* als dem einen Ort der Wahrheit, die

aller Wissenschaft und Erkenntnis voraus liegt, sondern nach den vielfältigen Episoden und Ereignissen der Geschichte, die nebeneinander und oft gegeneinander existieren (ebd.: 72). Ebenso gehe es bei der Frage nach der *Herkunft* nicht um die Suche nach (verlorenen) Identitäten, sondern um das Aufdecken von Diskontinuitäten, der »subtilen individuellen und subindividuellen Spuren [...], die sich in einem Individuum kreuzen können und ein schwer entwirrbares Netz bilden« (ebd.: 73). Schließlich übt Foucault mit Nietzsche Kritik an jenen Geschichtsbetrachtungen, die *Entstehung* ausgehend von der Gegenwart, also vom Endpunkt her definieren, wohingegen ihm zufolge Entstehung immer ein spezifisches historisches Kräfteverhältnis benötigt (ebd.: 76).

Nietzsches Kritik an »jene[r] Historie, die einen überhistorischen Gesichtspunkt einführt«, führt bei Foucault zur Genealogie als »wirkliche[r] Historie« (ebd.: 78). Er stellt damit zwei unterschiedliche Geschichtskonzepte einander gegenüber: Die »traditionelle Historie« sucht Geschlossenheit und Einheit anstelle einer Vielfalt der Ereignisse und Zeiten. Sie harmonisiert Widersprüchlichkeiten und Brüche und konstruiert Kontinuitäten. Sie sucht *die* Wahrheit und Totalität, nimmt dafür eine »apokalyptische Objektivität« (ebd.: 79) in Anspruch und verschleiert ihren eigenen Standort. Die »wirkliche Historie« hingegen nimmt die Offenheit, Vielfalt und Widersprüchlichkeit der Ereignisse wahr, die genealogische Methode macht Diskontinuitäten und Perspektivität sichtbar (ebd.: 80).

Wie verhält sich diese Vielzahl historischer Zeiten in ihren Überschneidungen zu unterschiedlichen Räumen? Doreen Massey formuliert diese Beziehung so: »Movement and the making of relations also take/make time« (Massey 2000: 227–229). Das Problem besteht ihr zufolge jedoch darin, dass Zeit meist abstrakt, Raum hingegen materiell gedacht wird. Erstens wird Raum häufig im Sinne einer Landschaft³ (*landscape*) als »Ausdehnung« (*extension*) wahrgenommen und dadurch mit dem Materiellen gleichgesetzt. Zweitens führt die Vorstellung von Raum als Landschaft dazu, dass Raum als Oberfläche (*surface*) und damit gegeben und kontinuierlich erscheint. Diese Vorstellung wird vor allem durch die Repräsentation von Raum auf Landkarten verstärkt. Tatsächlich jedoch sei die Gegenwärtigkeit der räumlichen Horizontalität das Produkt einer Vielzahl von Geschichten, deren Resonanzen noch immer vorhanden sind. Sie besteht aus der Summe von Zeitpunkten in ihren Geschichten. Während die grundsätzliche

Komplexität des Räumlichen meist anerkannt wird, geht man laut Massey umgekehrt meist davon aus, dass es möglich sei, das Zeitliche in einer einzelnen Erzählung (*in a single narrative*) zu repräsentieren. Das Zeitliche werde in der Einzahl gedacht, das Räumliche in einer unendlichen Vielzahl. Denkt man hingegen Zeit und Raum zusammen und als Produkt ihrer Beziehungen, löst sich das Problem, und gleichzeitig erübrigt sich die binäre Unterscheidung zwischen ihnen: Raum ist dann keine Oberfläche, keine durchgängige materielle Landschaft, sondern die zu einem bestimmten Zeitpunkt bestehende Konfiguration einer Vielzahl von Geschichten, die alle im Werden sind.

»Das ist kein »Problem«, außer natürlich man sucht nach der Ordnung der singulären Geschichte und der Lesbarkeit der Glätte einer Oberfläche« (ebd.: 229).

Was heißt das für eine »alternative kritische Praxis«? Anstelle Zeit und Raum getrennt zu denken, fragt Grossberg, was es bedeutet, in einem bestimmten Zeit-Raum verankert zu sein. *Belonging* – d.h. die Orte und Arten der Zugehörigkeit von Menschen – sei weniger eine Frage von Identität als von Identifikation: Identifikationen sind vielfältige Positionen, die wir einnehmen, von denen aus wir die Welt wahrnehmen, uns in Relation zu anderen definieren und Verbindungen zwischen verschiedenen Ereignissen herstellen. Zugehörigkeit (*belonging*) oder Identifikation ist ein »Set von Praktiken und Ereignissen, ein Milieu« (Grossberg 2000b: 154), eine »gelebte Geographie« (*lived geography*):

»Gelebte Geographie beschreibt – konstruiert – eine Ökonomie der Zugehörigkeiten (*belongings*). Sie beschreibt das alltägliche Leben im Sinn der Weisen, wie Menschen und Praktiken sich bewegen und [gleichzeitig] verankert sind (bzw. ruhen). Sie konstruiert eine Karte von Mobilitäten und Stabilitäten, von Räumen und Orten, Vektoren und Kräften. Sie beschreibt – konstruiert – die Transformationen und Überschneidungen, welche die ambivalenten und offenen Möglichkeiten sich verändernder Richtungen, Geschwindigkeiten und Heimaten (*homes*) definieren.

Aber bei dieser gelebten Geographie, diese Ökonomie, geht es ebenso um Zeitlichkeit und zeitliche Zugehörigkeiten (*belongings*); sie ist auch eine Geographie des Werdens (*becomings*)« (ebd.: 156).

GEGEN EINE GLOBALE THEORIEKULTUR!

Was bedeuten diese Vorstellungen eines »Zeit-Raums«, einer »gelebten Geographie« für die Anwendung der methodischen Instrumente der Cultural Studies? Mögliche Anknüpfungspunkte sollen in den folgenden Abschnitten skizziert werden: In der Einleitung zu ihrem Buch *Too Soon Too Late. History in Popular Culture* (1998) wendet sich Meaghan Morris gegen »blockbuster«-Theorien, in denen »riesige, monolithische Subjekte« (»der Westen«, »die Moderne« etc.) über enorme zeitliche und geographische Räume hinweg konstruiert, vereinheitlicht und verallgemeinert werden (ebd.: 2). Es gebe, so Morris in einem Interview mit Christian Höller im September 1999, keine »alles nivellierende Globalkultur« (Morris 1999: 182), wohl aber eine internationale Theoriekultur. Die Kritik an dieser Theoriekultur ist gleichzeitig eine an der hegemonialen Position der anglo-amerikanischen Cultural Studies. Sie wird in den letzten Jahren immer deutlicher artikuliert, so auch auf der *Crossroads in Cultural Studies Conference* in Birmingham. Besonders Vertreterinnen und Vertreter jener Formationen, deren wissenschaftliche und politische Arbeit mit Prozessen der Demokratieentwicklung verbunden ist (etwa in Lateinamerika, Südafrika oder Südostasien), beziehen eine äußerst kritische Position gegenüber der gängigen anglo-amerikanischen akademischen Praxis: Die jeweils verschiedenen politischen und akademischen Kontexte und Traditionen würden vernachlässigt oder zugunsten der hegemonialen Cultural Studies-Formationen und ihrer Terminologie homogenisiert⁴; lokale Erfahrungen und Arbeiten würden nach einem euro-amerikanischen Theoriekanon analysiert und so in einen falschen Referenzrahmen gestellt.

Diese Kritik eröffnet Möglichkeiten, darüber nachzudenken, wie und unter welchen Bedingungen zwischen heterogenen, zeit-räumlich verschiedenen und oft konfligierenden Wissensformen Übersetzungen im wörtlichen und im übertragenen Sinne stattfinden können. Gleichzeitig lässt sich damit die Frage reformulieren, welche Relevanz eine je unterschiedliche Praxis von Cultural Studies an verschiedenen Orten hat. Meaghan Morris gibt eine optimistische Antwort und beantwortet damit gleichzeitig die Frage, wozu Cultural Studies Geschichte brauchen: »I tend to want history as a source of a liberating certainty that anything could happen« (Morris 1998: 26). Dabei geht es keineswegs um ein liberalistisch verstandenes »anything goes«, das

Machtverhältnisse ausblendet und gleichzeitig Beliebigkeit wie letztlich Sinnlosigkeit zu handeln nahe legt, sondern im Gegenteil um ein Wahrnehmen der eigenen Verantwortung. In einer theoretisch generalisierenden Form wäre »*anything could happen*« bedrohlich beliebig, in spezifischen – geographischen und historischen – Kontexten steht jedoch zur Debatte, was konkret geschehen *kann*, was möglich *ist*. Diese Möglichkeiten sind zwar immer abhängig und damit auch begrenzt von ihren jeweiligen politischen und sozio-ökonomischen Bedingungen, aber gleichzeitig immer auch offen und damit unbegrenzt in ihrer Vielfalt in Hinblick darauf, wie Menschen innerhalb dieser Rahmenbedingungen handeln und sie damit auch verändern können.

KATEGORIEN UND INSTITUTIONEN

Diese Sensibilität für Kontexte sollte gerade bei den Überlegungen, welche Elemente »der anglo-amerikanischen Cultural Studies« im deutschsprachigen Raum nützlich sein könnten, vorsichtig machen. Die Methode des »radikalen Kontextualismus« ist auch auf die Ordnungskategorien und Organisationsformen, die Paradigmen und Institutionen der jeweiligen wissenschaftlichen (und politischen) Praxis anzuwenden. Kategorien sind Instrumente, die dazu dienen, die Welten zu beschreiben, in denen wir leben und die wir untersuchen. Sie helfen, Ordnung in ihnen zu schaffen. Als solche sind sie nützliche Werkzeuge – ob es darum geht, mit mittlerweile »klassischen« Kategorien wie »*race*«, »*class*« und »*gender*« die soziale Welt zu erfassen, oder darum, mit Konzepten wie »Kultur« oder »Gesellschaft« die Bedingungen und Optionen zu beschreiben, die Handlungsspielräume eröffnen oder verschließen.

Diese Kategorien und Konzepte müssen allerdings als erkenntnistheoretische Instrumente offen bleiben für Kritik, Modifikationen und gelegentlich auch für die Entscheidung, sie in bestimmten Zusammenhängen nicht mehr zu verwenden. Nach den Kosten und Nutzen von Begriffen zu fragen, bedeutet zu überlegen, inwieweit sie (noch) dafür tauglich sind, das zu beschreiben, was wir ausdrücken wollen, oder ob sie mehr Missverständnisse erzeugen als sie aufklären. Benennungen von Paradigmen und Disziplinen sind ebenfalls solche Kategorien. In einer erhellenden netzwerktheoretischen ver-

gleichenden Analyse des Birmingham-Paradigmas der Cultural Studies und der »Neuen Kulturwissenschaften« in Deutschland formuliert das Ulf Wuggenig für die universitären Disziplinen so:

»Ein Paradigma (vgl. Kuhn 1977) macht aus einer Gruppe von Wissenschaftler/innen eine wissenschaftliche Gemeinschaft, deren Mitglieder gemeinsame Ziele verfolgen oder zumindest untereinander stark kommunizieren, sich teilweise auf die gleiche Literatur beziehen, sich in speziellen Zeitschriften verständigen und sich auch einer spezifischen Sprache bedienen. Die verhältnismäßig unproblematische Kommunikation und die relativ einhelligen Urteile sind möglich, weil es als gemeinsamen Besitz dieser Gemeinschaft eine disziplinäre Matrix mit begrifflichen und theoretischen Elementen gibt« (Wuggenig 1998: 43, Hervorhebung Ch.L.).

Die Cultural Studies der Birminghamer Tradition verfügen, so Wuggenig, trotz der antidisziplinären Haltung vieler ihrer Vertreterinnen und Vertreter über eine derartige disziplinäre Matrix. Das hat Vor- und Nachteile: Die Definition von Kategorien und Paradigmen ist Teil von Institutionalisierungsprozessen. Sie sind einerseits notwendig, um Projekte wie das der Cultural Studies auf Dauer sichtbar zu machen, um ihren Bestand zu gewährleisten und denjenigen, die sie betreiben, Handlungsspielräume und Möglichkeiten der Weiterentwicklung zu geben. Dies erfordert eine Praxis der Benennung, um Standpunkte, Ziele, Abgrenzungen im Sinne eines Willens zur Veränderung und Orte der Auseinandersetzung überhaupt erst sichtbar zu machen. Andererseits sind solche Abgrenzungen aber immer auch Ausgrenzungen, Disziplin bedeutet immer auch Disziplinierung. Dazu kommt, dass gerade die Cultural Studies in ihrem Anspruch, keine Disziplin zu sein, dementsprechend auch keinen unveränderbaren Kanon und keine Institutionen begründen wollen, die Autoritäten ein für alle Mal festschreiben. Einen eindeutigen und allgemein gültigen Ausweg aus diesem Dilemma wird es wohl nicht geben. Umso mehr erfordert aber eine Annäherung an mögliche Lösungen eine Kritik an der eigenen Verwendung von generalisierenden Konzepten und Etiketten und die beständige Frage, wie und ob sie noch mit Inhalten zu füllen sind.

Im deutschsprachigen Raum sind es die »Neuen Kulturwissenschaften«, die im Rahmen der beginnenden akademischen Institutionalisierung vielfach über die Definitionsmacht verfügen, was »gute« oder »richtige« Kulturwissenschaft sei, und deren Vertreterinnen und

Vertreter innerhalb der bestehenden Institutionen (mit)entscheiden, wessen Modell im akademischen Feld sichtbar und relevant wird oder bleibt und wer keinen Zugang zu diesen ökonomischen wie kulturellen Ressourcen hat. Dem wird man allerdings kaum begegnen können, indem man – wie es in letzter Zeit häufig geschieht – diesem quasi-hegemonialen Generalkonzept (ob es über eine disziplinäre Matrix im Sinne Wuggenigs verfügt, sei dahingestellt) unkritisch ein anderes, nämlich das »*der* Cultural Studies« gegenüberstellt. Dabei handelt es sich einmal mehr um die Konstruktion einer generalisierenden Opposition. Das gilt selbstverständlich auch für andere Wissenschaftsdiskurse, wie etwa die vorwiegend in den USA seit Jahrzehnten geführten Grundsatzdiskussionen zwischen Cultural Studies-Vertreterinnen und -Vertretern des »Kulturalismus« und »Textualismus« und jenen der »Politischen Ökonomie« (vgl. dazu den bezeichnenden Untertitel eines Aufsatzes von Grossberg aus dem Jahr 1995 »Is anybody else bored with the debate?«). Dass derlei Debatten nicht nur langweilig sind, sondern für eine disziplinenübergreifende Praxis auch wenig bringen, darüber besteht grundsätzlich große Einigkeit. Gleichzeitig spielen im alltäglichen Verhandeln innerakademischer Machtpositionen (wo offenbar wenig sonst zu gewinnen ist?!) genau solche Gegensätze eine wichtige strategische Rolle: Der »gute«, in einem und für einen bestimmten Zusammenhang definierte und dementsprechend differenzierte eigene Zugang wird dem »schlechten«, generalisierten anderen gegenübergestellt. Aus dem Zusammenhang gerissene Beispiele »guter« und »schlechter« Praxis, welche absolut gesetzt die festgelegten Unterschiede belegen, finden sich allerdings immer auf der einen wie auf der anderen Seite und bestätigen nur die an sich banale Tatsache, dass es in jeder wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Praxis bessere und mittelmäßigere (wohl mehr von letzterer) Arbeit gibt.

Dazu kommt, dass die jeweils verwendeten Bausteine nie einem einzigen Paradigma zuzuordnen sind. Georg Simmel und Walter Benjamin, Antonio Gramsci und Louis Althusser, Roland Barthes und Michel Foucault, Gilles Deleuze und Félix Guattari und viele andere, ohne deren theoretische und methodische Instrumente die Werkzeugkisten der »Cultural Studies« wie der »Kulturwissenschaften« schlecht ausgestattet wären, repräsentieren unterschiedliche Traditionen, Denkstile, historische und räumliche Kontexte. Gleichzeitig werden ihre Arbeiten immer wieder neu gelesen, verwendet und angeeignet.

net. Auch ihre Bedeutungen stehen nicht fest, sondern entstehen in ihrem Gebrauch. Eine Archäologie verschiedener kulturwissenschaftlicher Formationen (und auch solcher, die nicht so bezeichnet wurden) macht hingegen deutlich, wie problematisch binäre Oppositionen im Sinne von »deutsche Kulturwissenschaften« vs. »anglo-amerikanische Cultural Studies« sind. Eine zeit-räumlich sensible kulturwissenschaftliche Praxis wird durch solche Konstruktionen mehr behindert als gefördert, da sie Grenzen ziehen, wo die Übergänge fließend sind, und damit das Denken in Netzwerken erschweren.⁵

Zu fragen ist vielmehr, wie eine Praxis der Benennung kulturwissenschaftlicher Projekte in ihren unterschiedlichen inhaltlichen Ausrichtungen und Organisationsformen aussehen könnte. Eine Benennungspraxis, die gleichzeitig ein kritisches Bewusstsein dafür erhält, dass jede Fest-Schreibung die latente Gefahr der Erstarrung und der Schwerpunktverlagerung von den Prozessen und Inhalten zu den Etiketten beinhaltet. Kontext, Prozess und Praxis als Schlüsselkonzepte der Cultural Studies könnten Ansatzpunkte bieten, eine Disziplinen und Institutionen überschreitende Verständigung über die Bausteine und Orte kulturwissenschaftlicher Praxis und ihre Benennung und organisatorische Institutionalisierung nicht als Gegensatz zu verstehen: Anstatt nur die identitätsstiftenden Kategorien unserer (akademischen) Beschäftigung zu *benennen* (Cultural Studies vs. Kulturwissenschaften⁶), könnte es vielversprechend sein, auch die Praxis selbst zu *beschreiben*: Das, *was wir tun*, wenn wir ein Problem haben und es lösen wollen, wenn wir dafür Fragestellungen entwickeln und nach geeigneten Instrumenten für ihre Beantwortung suchen – mittels und durch kulturelle und soziale Praktiken, die an historisch bestimmten Orten und unter spezifischen historischen Rahmenbedingungen wirksam werden.

KULTURWISSENSCHAFT IN DER **P**RAXIS ODER FÜR EINE PRAKTISCHE **K**ULTURWISSENSCHAFT

Diese Gleichzeitigkeit der Praxis und ihrer Beschreibung bzw. Benennung zeichnet ein kulturwissenschaftliches Netzwerkprojekt aus, das ich abschließend vorstellen möchte. Es handelt sich dabei um den Forschungsschwerpunkt Kulturwissenschaften/Cultural Studies, der seit 1998 vom österreichischen Wissenschaftsministerium finanziert

wird. In den letzten drei Jahren wurden über 50 Forschungsprojekte, an denen rund 150 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beteiligt sind, in Auftrag gegeben, auf deren Basis es gelungen ist, erstmals ein kulturwissenschaftliches Forschungsnetzwerk in Österreich zu schaffen, welches nun inhaltlich und strategisch ausgebaut werden soll.

Der Titel des Forschungsschwerpunktes – so bewusst sperrig er ist – soll eine prinzipielle Offenheit für die verschiedenen Ansätze kulturwissenschaftlicher Arbeit signalisieren. Es geht also um ein Verständnis von »Kulturwissenschaften« bzw. »Cultural Studies« nicht als abgegrenzte Forschungsbereiche oder -traditionen, sondern als Vielzahl von Disziplinen und Themenfeldern, die durch ihre innovativen methodischen Ansätze gleichzeitig Forschungsstrategien darstellen können. Die Fragestellungen betreffen dementsprechend wissenschaftstheoretische und methodische Herausforderungen ebenso wie gesellschaftliche und soziale Problemstellungen und die Möglichkeiten ihrer Lösung mit Hilfe der Erkenntnisse wissenschaftlicher Arbeit. Dabei stehen Fragen nach der Verteilung von Macht und nach der Begründung von Systemen der Ungleichheit immer in direktem Zusammenhang mit der Analyse von Kultur. Im Unterschied zu traditionellen Kulturbegriffen, die »Kultur« meist auf eine folkloristische oder elitäre Dimension reduzieren, zumindest aber klar von Wissenschaft, Forschung und Technologie trennen, ist es explizites Ziel des Forschungsschwerpunktes, einen wissenschaftlichen *und* politischen Kulturbegriff für eine konstruktive Diskussion um Stellenwert und Positionierung von Wissenschaft und ihrem Verhältnis zu Gesellschaft und Politik nutzbar zu machen.

Um diese grundsätzlichen Ziele umzusetzen, werden seit Ende der 1999 abgeschlossenen zweijährigen Projekteinreichphase gemeinsam mit einem internationalen Kreis von Expertinnen und Experten⁷ kontinuierlich verschiedene forschungspolitische Instrumente entwickelt und evaluiert: Projekt- und disziplinenübergreifende Workshops und Methodenseminare sollen einen verstärkten Dialog über die theoretischen Grundlagen und die Praxis kulturwissenschaftlicher Arbeit ermöglichen. Sie dienen der Förderung problemorientierter Arbeit und der Vernetzung thematisch und methodisch verwandter Projekte. Diese Veranstaltungen können im Rahmen einzelner Projektgruppen oder in Kooperation mit anderen Projekten stattfinden und sollen gleichzeitig Orte zur Entwicklung neuer, experimentellerer Formen wissenschaftlicher Auseinandersetzung sein. Nach-

wuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler erhalten die Möglichkeit, bei internationalen Veranstaltungen ihre Projekte und Forschungsarbeiten an verschiedenen Orten und in verschiedenen institutionellen Zusammenhängen zu präsentieren. Internationale Fellowships sollen eine nachhaltig wirksame Förderung von jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gewährleisten. Auf diese Weise soll wissenschaftliches Arbeiten im internationalen Zusammenhang mit dem Kennenlernen unterschiedlicher Kontexte des Lehrens und Forschens und einer längerfristigen Einbindung in Forschungsnetzwerke verbunden werden. Zentrales Anliegen des Forschungsschwerpunktes ist außerdem die Entwicklung von strategischen Modellen und die Förderung von Pilotprojekten zur Schaffung von institutionellen Rahmenbedingungen für eine problemorientierte, transdisziplinäre Forschungs- und Förderungspraxis.

Dieses *work in progress* erfolgt in ständigem Dialog mit den am Forschungsschwerpunkt beteiligten Forscherinnen und Forschern. Anlässlich der jährlichen Treffen des Kreises der Expertinnen und Experten findet heuer bereits zum zweiten Mal ein »Workshop-Tag« statt, zu dem alle Projektbeteiligten eingeladen sind. Sie erhalten dadurch die Möglichkeit, die anderen Projekte kennen zu lernen und in mehreren Arbeitsgruppen miteinander und mit den Expertinnen und Experten über inhaltliche und forschungsstrategische Aspekte ihrer Arbeit zu diskutieren: Im vergangenen Jahr fanden etwa Workshops zu inhaltlichen Themenfeldern:

- Zugänge zum Konzept/Begriff »Kultur«,
- Kultur, Identität und Politik,
- Populärkultur und Medien

sowie Arbeitsgruppen zu forschungstheoretischen und -strategischen Themen statt:

- Theorie und Praxis transdisziplinärer Forschung,
- Nachwuchsförderung durch Einbindung in internationale Forschungsnetzwerke,
- Chancen und Probleme der Institutionalisierung kulturwissenschaftlicher Forschung.

Eine der wichtigsten Zielsetzungen dieser Form des Dialogs, der

Diskussion und der prozessorientierten Zusammenarbeit war und ist es, den Forschungsschwerpunkt als gemeinsames Projekt zu entwickeln, dessen thematisch-methodische Vernetzung selbst Teil des Programms ist.

Wenn die inhaltliche und strategische Konzeption des Schwerpunktes sich auch grundsätzlich explizit am Birmingham-Paradigma orientiert (vgl. Lutter 1999), sollen gleichzeitig jedoch die Vorgaben, was Cultural Studies bzw. Kulturwissenschaften sein und wie sie betrieben werden können, möglichst gering gehalten werden. Im Gegenteil, ein wichtiger Bestandteil des inhaltlichen Konzepts und des beschriebenen Dialogprozesses ist es, anhand der einzelnen Projekte, die sich thematisch mit sehr unterschiedlichen Problemstellungen auseinander setzen, gemeinsam die verschiedenen Traditionen und Formationen kulturwissenschaftlicher Arbeit und ihre personellen wie ideellen Zusammenhänge »archäologisch« zu untersuchen.

Über diese wissenschaftsgeschichtlichen Aspekte hinaus geht es allerdings besonders um ein Nachdenken über das jeweilige Selbstverständnis, um Fragen nach den erkenntnistheoretischen Kategorien der Forschungsarbeiten und ihrer methodischen Umsetzung. Gleichzeitig bedingt diese Offenheit eine große thematische Heterogenität, die es schwierig macht – und das scheint mir symptomatisch zu sein –, die einzelnen Projekte zu »ordnen«. Ein Beispiel: Aktuell entwickeln wir gerade eine Website für den Forschungsschwerpunkt, die nicht nur Informationen über das Programm und die Inhalte der einzelnen Projekte präsentieren, sondern das Medium selbst für den Auf- und Ausbau eines kulturwissenschaftlichen Netzwerkes nutzen soll.⁸ Dabei stellte sich zu Beginn die Frage, nach welchen Kriterien ein Organigramm erstellt werden könnte: So gibt es Projekte, die sich über ihre Beschäftigung mit Jugend-, Popular- und Medienkulturen definieren lassen. Andere untersuchen verschiedene Wissenschaftskulturen. Wieder andere setzen sich mit Fragen zu Diskriminierungen aufgrund von Herkunft, sozialer Situation oder Religion und Möglichkeiten des Zusammenlebens in urbanen Problemgebieten auseinander. Diese Fragestellungen ließen sich noch vergleichsweise leicht kategorisieren.

Gleichzeitig gibt es aber Projekte, deren kulturwissenschaftliche Aspekte primär in der Art der Zusammenarbeit liegen, die etwa als Projektgruppen oder -verbände im Sinne der frühen Birminghamer Praxis organisiert sind – mit allen Möglichkeiten und Chancen, aber

auch Schwierigkeiten und Unsicherheiten, die für solche Kooperationen charakteristisch sind. Andere Projekte kann man anhand ihrer Reflexionen über den Kulturbegriff in verschiedenen historischen Zusammenhängen beschreiben, wieder andere über ihren Zugang, Wissenschaft als Praxis zu verstehen und experimentell zu betreiben und zu verändern. Die Liste ließe sich fortsetzen, und alle diese möglichen Ordnungskriterien überschneiden sich in den einzelnen Projekten auf unterschiedliche Weise. Bei der Suche nach Kriterien für die Beschreibung eines kulturwissenschaftlichen Netzwerkes stößt man also schnell an Grenzen. Für ein Projekt, das sich den virtuellen Raum zunutze macht, bietet sich damit aber gleichzeitig die Chance, solche Einteilungen und Klassifikationen nicht alternativ, einander ausschließend zu denken oder verschiedene Kategorien einer zentralen unterzuordnen (etwa Gegenstand, Methode, theoretischer Zugang, wissenschaftsgeschichtliche Tradition etc.), sondern sie gleichzeitig zu denken.

Eine weitere wichtige Kategorie für zahlreiche Projekte sind Fragen nach der Relevanz (kultur-)wissenschaftlicher Arbeit: Wie kann wissenschaftliches Wissen gesellschaftlich umgesetzt werden? An welchen Orten wird welches Wissen überhaupt relevant? Wie können Ansprüche, gesellschaftlich relevantes Wissen hervorzubringen, mit den Strukturen und Spielregeln des akademischen Betriebes vereinbart werden? Und gleichzeitig: Was verstehen wir überhaupt in konkreten Projekten unter einer an gesellschaftlichen Problemen orientierten Praxis? Wie etabliert man einen Dialog zwischen den betroffenen Personen – in den einzelnen Projekten und darüber hinaus? Wo und wie können Orte gefunden oder geschaffen werden, die Spielräume für derartige »Experimente« eröffnen? Angela McRobbie betont in einem Aufsatz über die Besonderheit der Arbeit Stuart Halls den »experimentellen Charakter« seiner pädagogischen und akademischen Praxis (McRobbie 2000: 215) und setzt sein Wirken an der Open University in Milton Keynes zu den Problemen universitärer Strukturen in den 1990er Jahren in Beziehung:

»Wenn Universitäten auch unter widrigen Umständen das bleiben sollen, was Edward Said utopische Räume (utopian spaces) genannt hat, wenn sie fähig bleiben sollen, Plätze des Andersdenkens und des Widerspruches (places of dissent) zu sein« (ebd.: 219),

dann könnte die Aufgabe kulturwissenschaftlichen Denkens und

Handelns nicht zuletzt darin bestehen, »utopische Räume« zu finden bzw. zu gestalten, Laboratorien, an denen eine experimentellere, reflexivere Praxis möglich ist – einfacher gesagt: Orte, an denen es möglich ist, »freier« zu sprechen, Unsicherheiten zu artikulieren, Fehler machen zu können, Fragen überhaupt stellen zu können. Rahmenbedingungen, um derartige »utopische Räume« für »andere«, »riskantere« Formen wissenschaftlicher Praxis gemeinsam zu entwickeln, versucht der Forschungsschwerpunkt zu bieten: Das können kleine Projektarbeitsgruppen sein, Diskussionsgruppen im Internet, aber auch Publikationen, die nicht nur ein akademisches Publikum ansprechen. Gerade hier kann man von der *popular pedagogy* in der Cultural Studies-Tradition Birminghams viel lernen, einer Lehre, die Studierende unterschiedlichster sozialer Hintergründe in ihren Lebenswelten ernst nimmt und erreichen will.

Denn eine der zentralen Herausforderungen für wissenschaftlich und politisch relevante kulturwissenschaftliche Debatten besteht nicht zuletzt darin, die Praxis unserer Sprache und unserer Auseinandersetzungen zu überdenken. Sie ist bislang und bei weitem nicht nur in den universitären Strukturen von der Trägheit der akademischen Konventionen geprägt. Veranstaltungen etwa werden langfristig geplant und durchgeführt, die vorgetragenen Statements aufgrund der kanonisierten Spielregeln (Fußnoten!), der viel zitierten Arbeitsüberlastung von Akademikerinnen und Akademikern, organisatorischen und finanziellen Hürden nach frühestens einem Jahr veröffentlicht. Zu dem Zeitpunkt also, an dem man die Chance erhält, sich mit den entsprechenden Überlegungen mündlich oder schriftlich auseinander zu setzen, sind sie meist bereits zwei Jahre alt. Gerade wenn es aber darum gehen soll, das Rad nicht ständig neu zu erfinden, scheint es mir eminent wichtig zu sein, zunehmend darüber nachzudenken, mit welchen Instrumenten und Strategien wir Inhalte und Ziele unseres Tuns besser und schneller vermitteln können und damit nicht zuletzt über die »Technik« der Kommunikation auch zu einem wissenschaftstheoretisch und -politisch effektiveren Handeln – dem zentralen Anliegen der Cultural Studies in der Birmingham-Tradition – kommen könnten.

ANMERKUNGEN

- 1** <http://www.crossroads-conference.org/>
- 2** Die Diskussion selbst ist wesentlich älter als es die diversen »post-modernen« Paradigmenwechsel gelegentlich vermuten lassen, wenn sie auch erst in den vergangenen Jahrzehnten weitere wissenschaftliche Kreise – und dabei längst nicht alle – erfasst hat (vgl. dazu Lutter/Reisenleitner 1999).
- 3** Die folgenden Übersetzungen und Paraphrasen stammen von mir: Einzelne Begriffe werden zur besseren Nachvollziehbarkeit in Klammern im Original angegeben, wörtliche Übersetzungen werden durch Anführungszeichen ausgewiesen, Paraphrasen mit genauer Angabe der entsprechenden Stelle im Original versehen.
- 4** Vgl. etwa eine der Keynote Lectures auf der Crossroads Conference, die Daniel Mato (Venezuela) hielt: »Towards a Transnational Dialogue and Context Specific Forms of Transnational Collaboration: Recent Studies on Culture and Power in Latin America, and What our English Speaking Colleagues call Cultural Studies«.
- 5** Für die bereits bestehenden Versuche von Archäologien der Kulturwissenschaften vgl. etwa Böhme/Matussek/Müller (2000); Musner (1999); Musner/Wunberg/Lutter (2001) sowie den Forschungsschwerpunkt des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften zum Thema »Geschichte der Kulturwissenschaften« vgl. <http://www.ifk.ac.at>.
- 6** Dasselbe gilt für weitere absolut gefasste Gegensätze der akademischen Kategorisierung wie etwa Geistes- und Sozial- vs. Natur- und Technikwissenschaften; Grundlagen- vs. Angewandte Forschung; Cultural Studies vs. einzelne Disziplinen etc.
- 7** Mitglieder des Kreises der Expertinnen und Experten sind Marie-Luise Angerer (Köln); Jochen Fried (Wien); Lawrence Grossberg (NC, Chapel Hill); Friederike Hassauer (Wien); Henry Krips (Pittsburgh); Rolf Lindner (Berlin); Thomas Macho (Berlin).
- 8** Das Konzept dieses »Projekts im Projekt« wurde von Science Communications (Alexander Martos und Bertram Schütz) gemeinsam mit der Projektkoordination im Wissenschaftsministerium (Christina Lutter) entwickelt und wird im Zusammenwirken mit allen Beteiligten am Forschungsprogramm prozesshaft weiterentwickelt und umgesetzt. Die Website ist seit Juni 2001 online zugänglich (<http://www.culturalstudies.at>).

LITERATUR

- Böhme, Hartmut/Matussek, Peter/Müller, Lothar (2000): *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bromley, Roger/Göttlich Udo/Winter Carsten (Hg.) (1999): *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung*, Lüneburg: Zu Klampen.
- Foucault, Michel (1987 [1971]): »Nietzsche, die Genealogie, die Historie«. In: Ders., *Von der Subversion des Wissens*, hg. und übersetzt von Walter Seitter, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Gilroy, Paul (2000): *Against Race: Imagining Political Culture Beyond the Color Line*, Harvard: University Press.
- Gilroy, Paul/Grossberg, Lawrence/McRobbie Angela (Hg.) (2000): *Without Guarantees. In Honour of Stuart Hall*, London/New York: Verso.
- Grossberg, Lawrence (1995): »Cultural Studies and Political Economy: Is Anybody Else Bored With This Debate?«. *Critical Studies in Mass Communication* 122, S. 72–81.
- Grossberg, Lawrence (2000a): *What's Going On? Cultural Studies und Populärkultur*, Cultural Studies Bd. 3, Wien: Turia + Kant.
- Grossberg, Lawrence (2000b): »History, Imagination and the Politics of Belonging: Between the Death and the Fear of History«. In: Paul Gilroy/Lawrence Grossberg/Angela McRobbie, *Without Guarantees. In Honour of Stuart Hall*, London/New York: Verso, S. 148–164.
- Hall, Stuart et al. (1978): *Policing the Crisis: »Mugging«, the State, and Law and Order*, Basingstoke: Macmillan.
- Hall, Stuart/Du Gay, Paul (Hg.) (1996): *Questions of Cultural Identity*, London u.a.: Sage.
- Hall, Stuart/Jefferson, Tony (Hg.) (1976): *Resistance Through Rituals: Youth Subcultures in Post-war Britain.*, London: Hutchinson.
- Lutter, Christina (1999): »Zur Einrichtung eines Forschungsschwerpunktes Kulturwissenschaften/Cultural Studies«. In: *The Contemporary Study of Culture*, Kulturwissenschaft Bd. 1, Hg. BMWV/IFK, Wien: Turia + Kant, S. 17–20.
- Lutter, Christina/Reisenleitner, Markus (1999): »Introducing History (in)to Cultural Studies«. *Beiträge zur historischen Sozialkunde*, Sondernummer 1999, S. 47–57.

- Lutter, Christina/Reisenleitner, Markus (³2001): *Cultural Studies. Eine Einführung*, Cultural Studies Bd. 0, Wien: Turia + Kant.
- Massey, Doreen (2000): »Travelling Thoughts«. In: Paul Gilroy/Lawrence Grossberg/Angela McRobbie, *Without Guarantees. In Honour of Stuart Hall*, London/New York: Verso, S. 225–232.
- McRobbie, Angela (2000): »Stuart Hall: The Universities and the ›Hurly Burly««. In: Paul Gilroy/Lawrence Grossberg/Angela McRobbie, *Without Guarantees. In Honour of Stuart Hall*, London/New York: Verso, S. 212–224.
- Morris, Meaghan (1998): *Too Soon Too Late: History in Popular Culture*, Indianapolis: Indiana University Press.
- Morris, Meaghan (1999): »Es gibt keine Globalkultur«. Interview mit Christian Höller. In: *Widerstände. Kunst – Cultural Studies – Neue Medien. Interviews und Aufsätze der Zeitschrift springerin 1995–1999*, Wien/Bozen 2000: Folio, S. 182–195.
- Musner, Lutz (1999): »Locating Culture in the US and Central Europe – A Transatlantic Perspective on Cultural Studies«. *Cultural Studies* 13/4, S. 577–590.
- Musner, Lutz/Wunberg, Gotthart/Lutter, Christina (Hg.) (2001): *Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften*, Kulturwissenschaft Bd. 2, Wien: Turia + Kant.
- Turner, Graeme (²1996): *British Cultural Studies. An Introduction*, London/New York: Routledge.
- Wuggenig, Ulf (1998): »Cultural Studies und Kulturwissenschaften«. *Merz Akademie* 2, Stuttgart 1998, S. 43–57.